

Kyengeza, im März 2003

Meine Lieben!

Die Zeit geht dahin. Aus den Tagen werden Wochen und Monate. Wir sind nun schon mehr als 7 Monate hier in Uganda. Es gäbe so viel zu erzählen. Gerne würde ich mit jedem persönlich in Kontakt sein. Aber die Zeit lässt es einfach nicht zu. So lasst mich wieder ein wenig erzählen, wie ich es schon einmal getan habe. Ich habe euch dabei alle vor Augen: Meine Mutter, meine Mitschwester, meine Geschwister, Verwandten, alle meine Freunde und Bekannten, vor allem auch in Aspach, und wo immer sie sind - die so treu zu mir stehen. Ich darf es ganz offen sagen: Euer Gebet, eure Unterstützung, eure Anteilnahme, eure guten Worte in Briefen und manchmal sogar beim Telefon, sind etwas ganz Wertvolles für uns. Ich habe einmal versucht, mir vorzustellen, was würde sein, wenn dieser Kontakt mit euch nicht möglich wäre. Ja, da würde sicher vieles ein wenig anders aussehen. Aber so haben wir nicht das Gefühl der Isolation. Im Gegenteil, in mir wächst immer mehr das Gefühl, es ist unser aller gemeinsames Werk, geborgen im Segen Gottes.

Unser „Neuer Konvent“

Wenn man von einem Konvent spricht, dann sind in erster Linie damit Menschen gemeint, die dem Ruf Gottes zum Ordensleben gefolgt sind und dann in einer Gemeinschaft das Leben nach den Evangelischen Räten leben, in Offenheit und Hingabe an Gott und im schlichten Dienst an den Menschen für die Kirche und die Menschen. Sr. Antonia und ich dürfen nun der Freude entgegensehen, dass sich am 28. März Sr. Margit Zimmermann (zuletzt in der Krankenhauseelsorge im Krankenhaus Kirchdorf tätig), zu uns gesellen wird. Wir sehen ihrem Kommen mit großer Freude entgegen. So kann der Grund gelegt werden für einen richtigen Konvent der "Marienschwestern vom Karmel" hier in Uganda. (Junge Afrikanische Mädchen haben sich schon gemeldet. Aber das braucht Zeit und muss im Gebet gut überlegt und geprüft werden). Wir nennen uns hier: Sisters of Mary of Mount Carmel". Es war gar nicht leicht, die entsprechende Englische Formulierung zu finden. Wir mussten zweimal den Namen ändern. In Europa würde es wahrscheinlich Schwierigkeiten machen, beim Bischof und auf der Bank nach einigen Wochen zu sagen, wir möchten den Namen: "Sisters of Mary of Carmel" abändern in Mariensisters of Carmel". Und dann nach einigen Wochen nochmals in: Sisters of Mary of Mount Carmel". Aber Bischof Joseph Mukwaya meinte: Ladies, ist es erlaubt, sich ständig anders zu entscheiden? Nur die Männer müssen standhaft sein." Und der Bankdirektor meinte: "Schwester, sie können den Namen nächste Woche wieder ändern." Und er lachte dabei. Das ist auch eine typische Afrikanische Mentalität: Man regt sich nicht so leicht auf. Aber nun werden wir standhaft: "Sisters of Mary of Mount Carmel" bleiben.

Unsere Adresse: Carmelite Mission Kyengeza
P.O. Box 141
Mityana – Uganda

Ein Konvent braucht auch ein Haus. Zur Zeit wohnen wir im Gästehaus der Kalifornischen Karmelitenpatres hier in Kyengeza. Wir gehen nun daran, ganz in der Nähe der Pfarrkirche unseren Konvent zu bauen. Geplant sind 6 Schwesternzimmer und 6 Gästezimmer. Wir bekamen dazu von der Diözese 2 Äcker Land. Ich glaube, das ist nicht ganz ein Hektar. Das klingt nicht übel. Aber man muss bedenken, dass man hier Selbstversorger sein muss. Bei Bedarf würde uns event. sogar mehr zur Verfügung gestellt werden. Ja, das alles wäre recht und schön, wenn diese 2 Äcker europäische Gesichtszüge hätten. Aber es ist Busch, manchmal fast undurchdringlicher Busch. Wir mussten uns zuerst mit dem Buschmesser den Weg bahnen, als wir das Gelände abschritten. Manchmal kann man die Affen von einem Baum zum anderen hüpfen sehen. Aber ich hoffe, dass sie Reißaus nehmen, wenn wir kommen. Denn diese Biester mögen nämlich fast alles, was auch die Menschen mögen. Ich startete bereits einen kleinen Garten. Leute meinten dann, hoffentlich werden euch die Affen nicht alles stehlen.

Wir kontaktierten für den Bau Construction HOEMA. Das ist ein Bauunternehmen der "Weißen Väter". Sie waren die ersten Missionare hier in Uganda - um 1880. Der Architekt ist gebürtiger Deutscher. Sie haben begonnen, für Buben eine Tischlerwerkstatt, Maurerwerkstatt usw. einzu-

richten. Und nun ist es die beste Baufirma weit und breit. Zwar teurer, aber dafür solider. Sie haben über 300 Arbeiter angestellt. Aber man muss bedenken, dass hier alles mit der Hand gemacht werden muss. Es gibt keine Mischmaschine - wir hatten auch keinen Strom, es gibt keinen Bagger... Bei ihrem ersten Besuch hier sagten sie, das Gelände müsse erst urbar gemacht werden. Dann erst können sie entscheiden, an welcher Stelle das Haus gebaut werden kann.

So hatte ich die Aufgabe, die Leute eines Sonntags nach der Sonntagsmesse einzuladen, uns beim „Clearen“, so wird diese Arbeit bezeichnet, zu helfen. Ich tat es auf humorvolle Weise. Ich erzählte von dem Buben, der mir bei der Gartenarbeit zugeschaut hatte und der dann meinte, er hatte immer gedacht, dass weiße Frauen und Männer nicht wüssten, wie man mit einfachen Werkzeugen den Boden bearbeitet, und dass er dann hinzufügte: "Aber du weißt es." Und dann sagte ich: "Aber ich fürchte, wenn er uns sehen würde, wie wir mit dem Buschmesser an die Arbeit gehen, ich glaube, er würde dann mit Recht sagen: Ich habe es ja immer gewusst, dass Musungus (die Weißen) nicht wissen, wie man mit slusher und punger umgeht." Und dann fügte ich hinzu: „So bitte ich euch, uns bei dieser Arbeit zu helfen.“

Diese Arbeit wurde zu einer sehr schönen Erfahrung. 3 Samstage rückten ungefähr jeweils 40 Leute mit "enkumbi" = Haue, slusher und punger an. Das sind die einzigen Geräte hier und sie fällen damit sogar Bäume. Die Leute arbeiteten von 8 - 11 Uhr. Auch die Patres rückten an und auch Sr. Antonia und ich versuchten es mit diesen Geräten. Es ging gar nicht so schlecht. Die Leute freuten sich, dass wir mit ihnen arbeiteten. Zweimal töteten die Männer eine Schlange. Die erste war eine böse Giftschlange.

Eine andere Begebenheit: Am Morgen ging ich immer zuerst von einem zum anderen, um die Leute zu begrüßen. Auf einmal begannen die Leute, zu denen ich gerade gehen wollte, alle davonzurennen. Und sie schrieten: „Komm Schwester, komm.“ Ich wusste momentan nicht, was los ist. Aber dann sah ich es. Die Leute hatten in einen wilden Bienenschwarm gehauen, und die Bienen schwirrten um sie herum. So rannte auch ich, was ich konnte. Vor allem ein Mann wurde von den Bienen ganz schön hergenommen. Nach der Arbeit setzten wir uns dann auf der Wiese zusammen und hatten ein wunderbares Mahl: Reis, jeweils 13 kg, gekocht mit Zwiebeln und Tomaten. Und jeder bekam ein Getränk. (Cola, Fanta alle diese Dinge kann man auch hier kaufen. Es war eine wunderbare Stimmung. Reis zu essen und Cola zu trinken, ist für die Leute etwas Besonderes. Sie konnten essen, soviel sie wollten. Ich wurde dabei immer wieder an die wunderbare Brotvermehrung erinnert, wie die Leute sich im Gras lagerten und aßen. Nur hoben wir nicht 12 Körbe davon auf. Zweimal blieb ein klein wenig davon übrig. Dies brachten Jugendliche zu einem alten Mann, der allein in einer Hütte haust und fast nichts zum Essen hat. Heute, 12. 03. war der Architekt wieder hier. Er hat sich für eine Stelle entschieden, wo am wenigsten Gefälle ist. Es ist hier nicht leicht, einen halbwegs ebenen Platz zu finden. Die Gegend erinnert an das Mühlviertel daheim. Seit heute wissen wir, wo unser zukünftiges Haus einmal stehen wird. Ich glaube, es wird schön werden. Wir freuen uns sehr darauf. Ach ja, wenn es nur schon stehen würde! Es wird nicht leicht werden. Heute, Mittwoch, ist der Tag, der dem Hl. Josef geweiht ist. Wir vertrauen sehr auf seine Fürsprache und Hilfe. Wir werden sie ganz notwendig brauchen.

Unser Auto:

Seit 14. Feb. sind wir Besitzer eines Nissan Terrano. Ich schreibe nicht: stolze Besitzer, denn ich sah dem Auto mit gemischten Gefühlen entgegen. Einerseits brauchen wir es. Vor allem einmal Schwester Antonia, wenn sie zu den Kranken fahren wird. Auch sonst stehen immer wieder Fahrten an. Die öffentlichen Verkehrsmittel sind teuer, man muss oft lange Wartezeiten in Kauf nehmen. Und vor allem auch, sie sind nicht ungefährlich. Andererseits, wenn man bedenkt, wie viele Häuslein um dieses Geld z.B. gebaut werden könnten. Die Behausungen der Leute sind hier manchmal unbeschreiblich arm. Mir war etwas ungut zumute, als wir das Auto abholten: Was werden die Leute sagen, wie werden sie reagieren? Aber diese Sorge war zum Teil unberechtigt. Als wir nach Hause kamen, kamen die Leute und gratulierten uns zum Auto. Sie zeigten ehrliche Freude. Auch die Angestellten des Pfarrhauses. Und unser Nachtwächter wurde von unserem Afrikanischen Kaplan ernstlich ermahnt, ja gut aufzupassen. Wir kamen dann auch dahinter, warum die Leute Freude zeigten. Es heißt in etwa auch: Wir haben ein Auto. Wir versuchen auch, den Leuten dieses Gefühl zu geben. Wenn wir in die Stadt fahren und sie haben et-

was zu erledigen, so können sie mitkommen. Ich erinnere mich an den Samstag, als die Leute hier waren, das Grundstück urbar zu machen. Da war eine Frau dabei, die zu Fuß 6 km hierher gekommen ist. Ich sagte dann, ich werde sie nach Hause fahren. Und im Nu war das Auto voll. Ich dachte, nun gut, sie werden halt unterwegs aussteigen. Aber außer dieser Frau fuhren dann alle wieder mit mir zurück. Sie machten einfach eine Rundfahrt. Auf dem Heimweg trafen wir dann noch Kinder, die zum Religionsunterricht nach Kyengeza unterwegs waren. Die Leute sagten: „Schwester, nimm die Kinder mit.“ Ich sagte: „Wir haben keinen Platz mehr.“ Sie sagten: „Freilich, im Gepäckraum.“ So fuhr ich mit dieser kostbaren, quietschvergnügten Fracht zurück nach Kyengeza. Zu eurer Beruhigung kann ich sagen, dass hier andere Sicherheitsvorkehrungen gelten als in Österreich.

Als ich einmal von Mityana zurück nach Kyengeza fuhr, traf ich nach Zigoti kleine Schulkinder, die mir öfters, wenn ich in Zigoti bin, auf dem Weg nach Hause - auch sie kommen von der Schule - das Gepäck tragen helfen. Sie schrieten: „Schwester, Schwester.“ So blieb ich stehen und sagte: „Fünf Kinder können heute mitkommen, die anderen das nächste Mal.“ Aber als ich ausstieg, um mich zu vergewissern, dass die Türen geschlossen waren, waren alle bereits im Auto. Es war nur eine kurze Wegstrecke. Sie quietschten und lachten und wollten bei der Wegkreuzung nicht aussteigen. Sie fuhren mit bis zur Kirche, um dann wieder ein Stück zurück zu gehen. Als ich das Auto öffnete, purzelten 12 Kinder heraus. Ein Kind hatte sich mit einem Stein geschnitten und blutete einwenig. Ich machte noch erste Hilfe und klebte ein Pflaster darauf. Das tat sichtlich wohl. Ein anderes kleines Mädchel suchte an ihrer Hand vergeblich nach einer Wunde. Ich gab ihr für den Fall eines Falles auch ein kleines Pflaster. Und dann schickte ich diese kleine Bande nach Hause.

Vor einer Woche sagte ein Mann: „Schwester, kann ich euer Auto waschen? Es ist so schmutzig. Das passt nicht zu euch... Aber er konnte es leider nicht waschen, denn unsere Wassertanks waren leer. Und mit dem Wasser, das wir vom Brunnen holen, muss sehr gespart werden. Freilich gibt es dann auch die andere Seite: Ich war einmal zu Fuß unterwegs zu einem alten Mann, um den sich niemand kümmert. Ein Nachbar von ihm wollte wissen, wohin ich gehe. Ich sagte es ihm und fügte dann hinzu: „Warum kümmert sich niemand um ihn, warum gebt ihr ihm gar nichts?“ Er gab mir darauf zur Antwort: "Schwester, ihr habt das Geld.“

Beim Brunnen:

Jänner, Februar bis Mitte März ist die Zeit, in der kaum einmal Regen fällt. Es ist heiß und staubig. Wenn man durch die Bananenhaine geht, raschelt es wie bei euch im Herbst. Wenn man auf der Straße geht, ist man nachher voller Staub. Man muss sich waschen, wenn man nach Hause kommt. Aber wohlgemerkt, mit möglichst wenig Wasser. Die Afrikaner sind hier Spezialisten. Sie waschen sich mit einigen Handvoll Wasser, und kaum zu glauben, sie sind dann wieder sauber. Ihre schöne, schwarze Haut glänzt dann wieder. Auch wenn Wassernot ist, legt man auf das Waschen wert. Wenn man in ein Haus kommt, bekommt man Wasser angeboten, um sich die Hände zu waschen. Die Hausfrau, meistens aber eines der Kinder, kommt mit einem Krug, man formt beide Hände zu einer Schale - es ist zugleich auch wie eine bittende Geste - und empfängt eine Handvoll Wasser. Das wird schweigend wiederholt, so oft man die Hände zur Schale formt. Hier im Pfarrhof haben wir Fließwasser. Wir haben Wassertanks, die das Regenwasser von den Dächern sammeln und über Rohre wird es ins Haus geleitet. Aber nun tönen unsere Wassertanks schrecklich leer, wenn man an sie klopft. Und sie sind es auch. So teilen wir das Los der Leute und müssen zum Borehole = Brunnen, um Wasser zu pumpen. Er ist ca. 2 km. entfernt. Einen Brunnen in der Nähe zu haben, ist etwas Kostbares. Das Wasser ist halbwegs rein. Aber trotzdem sollte es gekocht werden. Wenigstens wir tun es. Die Leute tun es zum größten Teil immer noch nicht, auch wenn sie an offenen Wasserstellen Wasser schöpfen. Was mich erschüttert, ist, dass auch in den Schulen und Internaten zum Teil das Wasser noch nicht gekocht wird. Hier in unseren Schulen in Kyengeza ist das Wasser nicht in Ordnung und es wird trotzdem nicht gekocht. Und die Kinder sind durstig. Manchmal kommen sie zu unseren Wassertanks, wenn wir Wasser haben, und trinken. Auch Erwachsene kommen immer wieder einmal und bitten um ein Glas Wasser. Sie trinken nie, ohne vorher das Kreuzzeichen zu machen. Und manche beten sogar ein stilles Gebet zuvor. Wenn man sie fragt, ob sie ein zweites Glas möchten, schütteln sie fast immer den Kopf. Ein Glas Wasser ist genug.

Wir sind im Überlegen, falls Quellwasser vorhanden ist, nicht doch einen Brunnen zu graben. Vielleicht könnten wir dann auch die Schule mitversorgen. Es wäre etwas Großartiges. So würden wir nicht nur unser Haus bauen. Wir würden auch etwas für die Leute tun. Das wäre in vieler Hinsicht gut.

Nun gehen auch wir Wasser pumpen. Trotzdem sind wir immer noch besser dran als die anderen Leute. Wir laden ca. 20 Kanister (je 20 l) auf das Auto der Patres und fahren los. Die Leute tragen in den gleichen Kanistern das Wasser auf dem Kopf nach Hause. Auch junge Mädchen und Buben. Sie sagen, sobald sie es auf dem Kopf tragen, ist es nicht mehr schwer. Sie gehen dann aufrecht und leichten Fußes oft eine lange Wegstrecke. Mit den Händen könnten sie das nicht bewältigen. Auch die kleinen Kinder haben ihre kleinen Kanister. Wenn man jemandem begegnet, der Wasser nach Hause trägt, muss man ihn mit einem speziellen Gruß begrüßen. D.h. man bedankt sich bei ihm, dass er Wasser nach Hause trägt.

Für gewöhnlich ist das Wassertragen die Arbeit der Männer und Kinder. Die Männer laden oft drei, vier Kanister auf ihr Fahrrad und fahren los. Das Fahrrad ist das Transportmittel. Man sollte es nicht für möglich halten, was und welche Mengen sie oft mit dem Fahrrad transportieren. Gemüse, Obst, Hühner, sogar einmal ein Schwein, Ladungen von Holz etc. Und kaum zu glauben: ihre Frauen. Man sieht hier nie eine Frau mit dem Fahrrad fahren. Sie sitzt auf dem Gepäckträger und wird mehr oder weniger liebevoll von ihrem Mann durch die Gegend gefahren.

Aber nun zurück zur Wasserstelle. Auch gestern, 9 Uhr 15 morgens, fuhren wir zum Brunnen. Wir, d.h. John, ein Mann aus Kalifornien, der freiwillig einige Monate hier arbeitet, unser Nachwächter Gottfried und ich. Um diese Zeit zum Brunnen zu gehen, hat Vorteile. Es sind nicht so viele Leute dort und außerdem ist es noch nicht so heiß. Man muss ca. 230 x pumpen, um einen Kanister voll zu bringen. Die erste Zeit musste ich nach einem Kanister schon rasten. Mittlerweile schaffe ich drei, vier Kanister ohne Probleme. Und die Leute, die dort sind, freuen sich über meine „Kräfte“.

Alles hat hier seine Ordnung. Wenn viele Leute beim Brunnen sind, kommt man der Reihe nach dran. Kinder werden manchmal vorgelassen. Wenn jedoch jemand mit vielen Kanistern kommt, so wie wir, dann ist einem erlaubt, drei, vier zu füllen, dann lässt man ein paar andere Leute ihre Kanister füllen und dann füllt man selber wieder drei, vier Kanister. Es geht dabei sehr friedlich zu. Die Leute sind redselig. Sie freuen sich über jedes Wort, das man in Luganda spricht, und jeder möchte einem ein paar Worte mehr Luganda beibringen. Die Kinder kommen, wenn sie unser Auto hören oder sehen und klettern auf ihm herum. Gestern half uns ein Moslem, unsere Kanister zu füllen. Nachher stellte er seinen Kanister auf unser Auto, setzte sich darauf und fuhr mit uns eine gute Wegstrecke zurück. Ich habe bei der Wasserstelle dort bereits auch eine Anglikanische Freundin. Sie ist 16 Jahre alt und heißt Katharina. Sie kam jedes Mal, wenn sie uns sah. Sie zeigte mir, wie man Erdnüsse grabt und wie man Omuwogo pflanzt. Ein aufgeschlossenes junges Mädchen. Aber nun ist sie wieder in der Schule und ihr freundliches Gesicht kommt nicht mehr zwischen den Bananenblättern hervor. Aber wir werden uns wieder einmal sehen.

Aber vielleicht doch nicht so schnell. Denn heute hatte es am Nachmittag ein starkes Gewitter. Es regnete eine volle Stunde lang in Strömen. Ich setzte mich eine Weile hin und lauschte dem Regen und dem Klang des Wassers, das von den Dächern in unsere leeren Wassertanks floss. Am Abend waren alle quietschvergnügt. Es war kühler, wir konnten unter die Brause gehen und wir dankten Gott für dieses kostbare Nass. Wir werden nun sicher Wasser für eine Woche haben. Wird es in der Zwischenzeit wieder regnen, hat die Regenzeit bereits eingesetzt; Die Leute schütteln noch etwas bedenklich den Kopf. Was soviel heißt wie: Noch nicht gerade jetzt, aber wahrscheinlich dann Mitte März und ganz sicher dann gegen Ende März. Die Leute haben ein gutes Gespür, wenn man sie fragt, wird es heute regnen, brauche ich einen Regenschirm?

Aschermittwoch

Der Aschermittwoch war ein besonderes Erlebnis. Die Woche vorher brachten immer wieder Leute Palmblätter vom Vorjahr zum Verbrennen. Ich dachte mir, einige würden genug sein, um genügend Asche haben. Aber der Aschermittwoch ist hier ein besonderer Tag. Bei der Morgen-

messe wurde die Asche geweiht. Die Katechisten der Außenstationen waren anwesend und jeder bekam ein Säckchen Asche für seine Außenstation.

Auch bei der zweiten Messe um 10 Uhr war die Kirche gesteckt voll. Dieser Tag ist schulfrei. Alle Schulklassen kamen. Ich war an diesem Tag daheim und durfte bei der Spendung des Aschenkreuzes helfen. Ich habe buchstäblich den ganzen Tag Aschenkreuz ausgeteilt. Als um 12 Uhr die zweite Messe beendet war, kamen wiederum einige Schulklassen. Die Kinder waren zum Teil voller Schweiß. Mir ging es durch und durch, wenn ich zu diesen zum Teil ganz kleinen Kindern, die einem treuherzig in die Augen schauten und denen die Schweißperlen im Gesicht standen, sagen sollte: „Kehr um und ...“ Ich sagte es. Aber ich legte dann auch ganz fest segnend meine Hand auf sie. Auch nachmittags kamen immer wieder vereinzelt noch Leute. Ebenso am nächsten Tag. Am Abend nach dem Aschermittwoch ging ich mit einigen Jugendlichen zu dem alten Mann, den wir betreuen, um auch ihm das Aschenkreuz zu bringen. Da erzählte er, dass er am Aschermittwoch in der Kirche gewesen war, dass ihm aber nachher die Kräfte versagt haben und er bei einem anderen alten Mann, der in der Nähe der Kirche wohnt, übernachtet habe. Ich war erstaunt, welche Mühe die Leute auf sich nehmen, um das Aschenkreuz zu empfangen. Man erklärte mir, es erinnert sie an den Tod. Der Tod ist hier etwas, mit dem Jung und alt ständig konfrontiert werden.

Zigoti - Haushaltungsschule

Zweimal in der Woche gehe ich in die 2 km entfernte Haushaltungsschule. Agnes, die Afrikanische Lehrerin ist eine nette junge Frau. Wir teilen uns den Kochunterricht. Sie unterrichtet Afrikanische Küche. Ich versuche, mit dem Gemüse, das wir im Garten gepflanzt haben, etwas herzuzaubern. Ich versuche auch, ihnen einfache Gerichte aus Österreich zu zeigen. Man muss dabei immer im Hinterkopf haben, was ist für diese Leute erschwinglich, was können sie eventuell einmal auch in ihren künftigen Familien kochen. Und vor allem auch, was ist für Afrikanischen Gaumen zumutbar.

Hier in Uganda gibt es zwar viel gutes Obst, aber kaum Gemüse. Hier wäre wirklich auch eine Aufgabe. Ich bin dabei, Jugendliche anzuspornen, mehr Gemüse zu pflanzen. Zum Teil auch mit Erfolg. Vielleicht kann ich einmal ein paar Photos beilegen. Nicht alles, was wir in Österreich haben, wächst hier. Aber Karotten wachsen gut, Rote Rüben, Fenchel, Kohlrabi, Zwiebeln, Buschbohnen, zum Teil Gurken. Und vor allem auch die Kräuter. Sie kennen diese Sachen nicht, nur vereinzelt Karotten. Sie essen diese Dinge gern, wenn man ihnen zeigt, wie man sie zubereitet. Vor allem auch Gemüsesuppe. Es wäre für Kinder etwas ganz Wertvolles. Aber nicht nur für die Kinder. Auch meine Leute hier im Pfarrhaus lieben Gemüsesuppe. Father Tomas, unser Afrikanischer Kaplan, holt sich zweimal davon, wenn wir welche machen. Und darüber freue ich mich.

Gartenbau ist hier nicht so einfach. In der Trockenzeit ist die Erde zu heiß. Und vor allem, es fehlt dann auch am nötigen Wasser zum Giessen. In der Regenzeit zerstört der Regen sehr viel. Nicht, weil es dann tagelang regnet. Es regnet höchstens ein, zwei Stunden am Tag.

Aber der Regen ist dann sehr heftig und die Tropfen sind sehr schwer. Dann gibt es auch viel Ungeziefer. Für gewöhnlich arbeitet man ab Mittag nicht mehr draußen. Es ist zu heiß. Es gibt kaum Schatten. Nur direkt unter den Bäumen, weil wir nahe am Äquator sind. Am Abend wird es zwar etwas angenehmer. Aber dann geht die Sonne unter und es ist finster. Das geht ganz schnell.

Aber nun zurück zur Schule. Die Mädchen sind aufgeschlossen und dankbar für alles, was man ihnen zeigt. Sie kommen immer wieder und bedanken sich. Sie sind zum großen Teil mit Interesse dabei. Einmal machten wir Nudelteig: Fleckerl, Bandnudeln, Suppennudeln - verschiedene Gerichte. Wir wollten dann gleich nochmals welche machen, um sie nach Hause mitnehmen zu können. Sie freuten sich, dass sie nun selber Teigwaren machen können. Es gibt zwar Teigwaren zum Kaufen, aber das ist für den Durchschnittsafrikaner unerschwinglich. In der Hauptstadt kann man im Supermarkt oder Metro fast alles kaufen, aber das ist dann zum Teil fast teurer als bei uns in Österreich. Wenn man bedenkt, ein Lehrer verdient durchschnittlich € 70,- pro Monat. Ein Arbeiter € 30,-.

Essen ist hier wirklich etwas, um einfach den Hunger zu stillen. Man isst Matoke, dann isst man Matoke. Man kocht Mais, dann isst man Maissterz oder Brei, man kocht Bohnen, dann isst man Bohnen. Außer Salz, Zwiebeln oder Tomaten fügt man normalerweise nichts hinzu.

Einmal kochten wir Eiernockerl. Da meinte eine Schülerin: "Schwester, das ist aber ein reichhaltiges Essen." Sie meinte es deswegen, weil da zum Mehl auch noch Fett und Eier und etwas Milch hinzugefügt wurden.

Ich bin wegen dieser Schule hin- und hergerissen. Ich gehe gerne hin. Aber mir ist auch klar, wenn ich in dieser Schule weiterarbeiten will, wird es einiges Geld kosten. Es ist einfach überhaupt nichts da. Wir kochen auf offenem Feuer. Ich müsste für so vieles selber sorgen. Ich weiß, ich habe Geld von Euch. Aber ich habe bis jetzt, abgesehen von einigen kleineren Dingen, außer einem Außenbackofen, der aber noch nicht fertig ist, noch nichts anschaffen lassen. Ich zögere immer noch.

Arbeit gäbe es auch sonst genug. Eine Afrikanische Frau in unserer Pfarre, die sich sehr für Weiterentwicklung engagiert, vor allem auch, was Ernährung anbelangt, bat mich, mit ihr zusammenzuarbeiten.

Einmal bat mich eine Frau, ihr für die Taufe ihres Kindes eine Torte backen zu helfen. Aber wir hatten kein Backrohr. So machten wir Krapfen. Es war ein Erlebnis. Die Kinder waren da und halfen mit. Einige Nachbarinnen kamen und schauten zu. Nachher setzten wir uns zusammen und aßen ein einfaches Mahl. Und dann begleiteten sie mich noch eine kurze Wegstrecke nach Hause. Es ist hier Sitte, dass der Gast bis zur nächsten Wegkreuzung begleitet wird. Nun versucht diese Frau, selber Krapfen zu backen und in ihrem kleinen Geschäft zu verkaufen.

Daraufhin baten mich auch andere Frauen, mit ihnen etwas zu tun.

Wenn wir jedoch mit dem Bau beginnen, werde ich viel zu Hause sein müssen.

So ist alles noch ein Abwarten, Suchen und Fragen. So vieles wäre notwendig. Es gibt so viele alte Leute, die niemanden haben. Es gibt so viele Waisenkinder ... Wir vertrauen darauf, dass Gott weiterhin führen und den Weg zeigen wird.

Omugati –Brot

Ich habe es gerne, die 2 km zur Schule zu Fuß zu gehen. Statt 30 Min. brauche ich dafür 45 Min. und auf dem Heimweg sogar meistens noch länger. Der Gruß ist hier etwas ganz wichtiges. Man muss die Leute begrüßen, ein paar Worte mit ihnen sprechen. Wenn ich nachmittags nach Hause gehe, kommen die Kinder von den Hütten gelaufen und möchten einem die Hand geben. (Für die Leute in Uganda ist es eine Ehre, einem Weißen die Hand zu geben.) Ach, diese staubigen, zerlumpten Kinder mit ihren treuherzigen Augen. Manchmal tut es auch gut, einfach ein bisschen gestreichelt zu werden.

Meistens muss ich im Dorf noch etwas einkaufen. Dann helfen mir die Schulkinder, die auf dem Heimweg sind, das Gepäck zu tragen und sind stolz darauf. Kinder, die einem treuherzig helfen und denen die Schweißperlen im Gesicht stehen, rühren mich immer. Meistens habe ich dann auch Brot in der Tasche. Einmal gab ich drei Kindern, die mich begleiteten, je ein Stück (Es ist eine Art Toastbrot, in Scheiben geschnitten - für die „besseren Leute"). Es ist aber nicht unser gutes Brot in Österreich. Es muss sich herumgesprochen haben. Denn einige Tage später stoppte ich am Ende des Dorfes bei einem kleinen Geschäft, um noch etwas zu kaufen. Ich stellte dabei meine Einkaufstasche auf den Boden. Einige Kinder kamen und schauten immer wieder auf die Tasche und sagten erwartungsvoll: "Omugati" d.h. Brot. Ich kämpfte wiederum meinen inneren Kampf. Das Brot gehörte nicht mir. Es gehört unserer großen Hausgemeinschaft, für die ich das Einkaufen besorgen muss. Ach ja, ich werde selber ein, zwei Tage lang ein, zwei Stücke weniger essen (was ich aber dann nicht zusammenbrachte), und dafür den Kindern ein Stück geben. Ich griff in die Tasche. Die Kinder schauten erwartungsvoll zu. Ich gab jedem eine Scheibe. Sie rannten damit los und schrieten vor Freude...

Ich kenne nun bereits fast alle Leute, die in den kleinen Hüttlein entlang der Straße wohnen. Vergangene Woche schälte eine Frau gerade Zuckerrohr. Sie rief mich, ich solle kommen und

gab mir einige Handvoll dieser kleinen, weißen, süßen Stückchen, die man in den Mund steckt, den Zucker herauslutscht, und dann gekonnt, mit einem Schwung, die Zellulose wieder ausspuckt. Ein typisches Bild auf der Strasse.

Es war heiß, ich war durstig. Ich wartete, bis gerade niemand daherkam und steckte ein paar Stückchen in den Mund. Sie schmeckten wunderbar. Aber hier ist man kaum einmal allein auf der Straße. So teilte ich wiederum mit den Kindern. Wir lutschten Zuckerrohr und spuckten die Zellulose gekonnt in die Luft.

Immer wieder komme ich nach solchen Tagen staubig, müde, aber glücklich, manchmal auch traurig; meistens aber beides zugleich: glücklich und traurig, nach Hause.

Glücklich über die Herzlichkeit der Leute. Glücklich über das Kind, das die Mutter schickt, um mir eine Mangofrucht zu geben. Glücklich über die Marktfrau, die mir ein bisschen mehr Erdnüsse gibt. Glücklich über den Taxifahrer (Taxi - Kleinbusse, sind hier die Hauptverkehrsmittel), der zwar in einem fürchterlichen Tempo daherkommt, einem aber freundlich lachend zuwinkt. Glücklich über den Mann, die Frau, die mich Mama nennen. Glücklich über den Mann, der mich einlädt, meine Einkaufstasche auf sein Fahrrad zu geben. Ich zögerte und dachte, und dann bist du damit auf und davon. Er merkte es und lachte: Schwester, sie können mir schon trauen. Und dann ging er die ganze Zeit mit dem Fahrrad neben mir her und versuchte, mit mir Luganda zu sprechen. Glücklich über den Buben, der mit einem kleinen Sack Holzkohlen kam und sagte: Schwester, kannst du die Kohlen brauchen? Ich fragte: "Ssente mek" – „wie viel kosten sie?“ Er strahlte mich an und sagte: "Ich schenk sie dir". Glücklich auch über den Buben, der sich mit einigen Schnüren und einer alten, zusammengedrückten Blechdose eine Violine gebastelt hat und darauf im Geiste seine Melodien spielt... Traurig über den Mann in den besten Jahren, der mich fragt, ob ich ihm helfen kann, eine Arbeit zu finden, und man nicht helfen kann. Traurig über das Mädchen aus Kenya, das vor sechs Jahren ihren Vater, vergangenes Jahr ihre Mutter, vor einigen Monaten ihren Onkel, bei dem sie nun war, verloren hat und nun mit ihrem kleinen sechsjährigen Bruder zu ihrer Tante nach Uganda kam, die selber Witwe ist und kleine Kinder hat und kränklich ist. Dieses Mädchen weinte einmal, weil sie hier immer Hunger hat. Sie haben hier nur Matoke zum Essen. Sie hatte in Kenya bessere Zeiten. Traurig, nachdem mich ein Mädchen gebeten hat, mit ihr doch zu dem alten Mann zu gehen, um den sich niemand kümmert... Nach solchen Erfahrungen bin ich dann manchmal versucht zu denken, wäre ich doch nicht hingegangen, wäre ich doch diesem oder jenem nicht begegnet, dann wüsste ich nichts davon. So aber weiß ich es und es lässt einem keine Ruhe.

Aber Gott sei Dank können wir in manchen Fällen ein wenig helfen. Schwester Antonia versorgte diesen alten Mann mit Medizin. Jugendliche räumten seine Hütte aus und säuberten sie. Sie machten ihm ein Bettgestell - er schlief auf dem Boden. Wir kauften ihm eine Matratze, ein Leintuch und eine Decke. Ab und zu geben wir ihm ein Kilo Reis oder ein Kilo Bohnen oder ein Kilo Maismehl. Bananen hat er selber. Die Jugendlichen bringen ihm das Wasser in die Hütte. Wir helfen einigen Jugendlichen mit Schulgeld. (Vielleicht kann ich euch diese Jugendlichen einmal vorstellen). Schwester Antonia versorgt Kinder, die mit Geschwüren daherkommen. Das Mädchen aus Kenya bekommt alle drei Wochen je 1 kg Maismehl, Zucker, Bohnen und Hirse. Nun ist sie dabei, selber einen Garten anzulegen.

Bericht von Sr. Antonia:

Daniel

Daniel ist 21 Jahre alt. Im November 2002 hatte er einen Unfall mit einem Unterschenkelbruch mit einer offenen Schienbeinfraktur am rechten Bein. Als ich die Wunde sah, dachte ich: Warum machen sie keine Amputation? Das Schienbein war an zwei Stellen gebrochen mit einigen Splittern herum. Der mittlere Teil war infiziert und begann abzusterben. Dieses Bild war life zu sehen, weil die Wunde sehr groß war! Der Orthopäde hatte die Idee, den mittleren Teil des Knochens zu entfernen. So tat er es auch. Eine Woche später war der Knochen wieder infiziert und er schnitt noch ein Stückerl ab. Um die Infektion (pseudomonas aeruginosa) zu stoppen, brauchte er ein spezielles Antibiotika namens Amikaein. So verschrieb der Doktor dieses Medikament. Weil aber eine Ampulle 9.000,- ugandische Schilling kostet (= 4,28 €) konnte Daniel nicht die

Medikamente bekommen. Insgesamt brauchte er 20 Ampullen (2x1 täglich). So habe ich ihm die Ampullen gekauft, obwohl ich nicht sicher bin, ob sie seinen Fuß retten werden; denn wie kann ein Bein sein, wenn ein Stück des Knochens in der Mitte fehlt? Aber ihr solltet ihn jetzt sehen! Er lacht wieder und ist voller Hoffnung, er steht auf und geht mit seinen Krücken herum.

Das nächste Problem ist der Verbandwechsel. Die Krankenschwestern sind zwar sehr nett und verbinden ihn täglich 1x, doch die Tupfer sind zu Ende. Heute nachmittags hatten wir nur noch Watte. Es ist für mich sehr hart und es bleibt mir nichts anderes, als seinen Fuß in meine Hände zu nehmen, in Stille zu beten und zu segnen. Was sollte ich sonst tun? Es ist zum Verzweifeln. Ich fühle mich so hilflos. Aber langsam verstehe ich meine Mission hier: Den Leidensweg dieser vielen Menschen mitzugehen, deren Kreuz mitzutragen.

Für Jane, 16 Jahre alt, ging es ähnlich. Ich fand sie bei ihr zu Hause am Sonntag vormittags. Sie konnte nicht aufstehen, weil sie starke Bauchschmerzen hatte. Ich brachte sie nach St. Francis und vermutete den Blinddarm. Da wir keine Möglichkeit hatten für eine Operation, blieb uns nichts anderes, als sie mit Antibiotika abzudecken und Schmerzmittel zu verabreichen. Am Nachmittag fühlte sie sich etwas besser, aber ich musste nach Kampala fahren. So blieb mir nichts anderes als zu beten und zu vertrauen, dass alles gut geht. Wenn sie wirklich Blinddarm hat, kann sie am Montag im Hospital in Mityana operiert werden. Aber am Sonntag war niemand da. Nun habe ich jetzt keine Nachricht und ich hoffe, es geht ihr gut.

Begegnungen

An einem Sonntag wanderten P. Colm und ich nach Tuma, einer Außenstation, um dort den Tag im Stillen und im Gebet zu verbringen. Zuerst wählten wir den Hügel, welcher ½ Stunde von der Kirche entfernt ist. Als wir herunterkamen trafen wir einen Mann, mit dem wir ins Gespräch kamen. Er sagte: „Lasst mich euch ein Stück des Weges begleiten.“ Unterwegs zeigte er uns sein Haus und sagte uns, dass er hier mit seiner Frau und seinen zwei Kindern lebt. Doch er ging weiter mit uns. Als wir die Kirche erreichten, verabschiedeten wir uns. Auf die Frage von P. Colm, ob diese Kirche auch seine sei, antwortete er: „Nein, ich bin Moslem.“ Doch die Liebe des Herrn war wohl in ihm spürbar. Die Gastfreundschaft der Ugander ... welch ein Geschenk!

Ein Segen sollst du sein

Moses war gerade vor einer halben Stunde verstorben, als ich nach St. Francis zurückkam. Seine Verwandten waren gerade angekommen, um ihn nach Hause mitzunehmen. Ich ging mit ihnen in das Zimmer, wo er lag und die letzten Tage viel gelitten hatte. Er war Moslem. Ich betete im Stillen, während seine Verwandten überlegten, wie sie ihn bis zum Auto tragen. Dann wendeten sie sich an mich und baten: „Schwester, gib ihm den Segen.“ So betete ich ein kurzes Gebet vor und segnete ihn.

In den Dörfern leben Moslem und Christen in Harmonie. Nicht die Religion, sondern der Stamm verbindet die Menschen. So sind alle Religionen oder Konfessionen innerhalb einer Familie kein Problem. Es kommt vor, Moslems beim katholischen Gottesdienst anzutreffen, weil ein katholisches Familienmitglied heiratet. Zusammenhalten – das können sie, in den verborgenen Dörfern des Busches.

Sr. Margit schreibt:

Der Anfang ist gemacht. Immer wieder spüre ich das „Ich bin bei euch alle Tage...“. Vieles hier erinnert mich an die Zeit nach dem Krieg, wo wir nichts gehabt haben. Dennoch fehlt mir nichts. Es ist für uns gesorgt. Nun gehen wir auf Ostern zu. Hier, in dieser Armut und Stille lenkt weniger ab vom Geschehen, als in der europäischen Geschäftigkeit. Hier kommen wir vielleicht dem „nur eines ist notwendig“ näher.

Wir haben nun versucht, euch wiederum ein wenig teilnehmen zu lassen am Leben hier in Uganda. Wir sind voll Zuversicht, dass sich im Laufe der Zeit immer mehr unsere eigentliche Aufgabe hier herauskristallisieren wird.

Wir danken aus ganzem Herzen für eure Verbundenheit, euer Gebet und euer Wohlwollen und wünschen euch allen ein gesegnetes, frohes Osterfest.